

Blätter für Belehrung und Unterhaltung.

Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.

No. 23.

Halle a. d. S., Sonntag 9. Juni.

1889.

Inhalt: Bozena. Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch. (Schluß.) — Der Hejenteufel. Eine kulturgeschichtliche Studie von Oskar Balthfer. (Schluß.) — Hand- und Hauswirthschaft: Die Entwaldungen und die Waldkalamitäten. Von Oberförster Goldberg in Glauchau. Die Kultur des Feigenbaumes. Einmachgebüchen. — Schach. — Räthsel. — Feuilleton. Mannichfaltiges: „Marschall Vorwärts“ als Schriftgelehrter. Literatur und Kunst.

Der Nachdruck aller Original-Artikel ist unterjagt.

Bozena.

Eine ungarische Erzählung von Karoline Deutsch.

(Schluß.)

Etwa acht Tage nach dem Gespräch mit dem Doktor — dieser war mittags zu einem Kranken nach einem Dorfe geholt worden — machte sich Stefan zu einem Gange bereit. Die Haushälterin legte zwar Protest ein, Stefan aber sagte, die Wände des Zimmers erdrückten ihn, er müsse schon hinaus, müsse frische Luft athmen; so blieb ihr nichts anderes übrig, als nachzugeben und darauf zu sehen, daß er sich wenigstens warm anziehe.

Es war vor der Dämmerung, aber der Himmel von den letzten Lichtern des Abendrothes mit flammendem Purpur gefärbt.

Stefan ging langsam und auf einen Stock gestützt und athmete in vollen Zügen die frische, reine Luft ein. Er hatte sie lange genug entbehrt, nahe an drei Monate. Und er erinnerte sich, als er in die Heimath zurückgekehrt, hatte sich die Natur zu neuem Leben geschmückt; Wälder, Wiesen, Felder, all die Höhen ringsum hatten sich mit jungem Grün bedeckt und ihm so verheißungsvoll zugewinkt. . . jetzt lag alles unter Schnee und Eis begraben, starr und todt . . . und — so war es auch ihm ergangen.

Die Straße war ziemlich still, nur hier und da begegnete ihm einer und der andere; aber so wenige es ihrer waren, sie bekundeten verschiedene Gesinnung. Manche traten auf ihn zu, schüttelten ihm mit mitleidigen Blicken die Hand und sprachen ihre Freude über seine endliche Genesung aus, andere wieder gingen stumm und schen an ihm vorüber und bewiesen ihm offen, was man jetzt von den Semany's hielt. Ihn schnitten ebenso die Blicke des Mitleids wie die einer feindlichen Gesinnung in die Seele, aber er dachte an diejenige, die noch Schwereres und solch lange Jahre getragen und das half ihm darüber hinweg.

Endlich hatte er das Ende der Straße und Bozena's Hütte erreicht. Gerade gegenüber stand ihm jetzt der Mühlenberg,

von dem letzten versinkenden Schimmer des Abends umflossen und fußhoher, reiner, blendendweißer Schnee hatte Schutz und Trümmer, all den Graus und die Verwüstung, begraben. . . Und er dachte an die große Lüge seines Vaterhauses, die sich so lange unter öffentlichem Ansehen, Ehren und Würden verbarg. . . und wandte mit wehem Herzen seine Blicke.

Aus den Fenstern der Hütte fiel heller Schimmer, wie ein erlösendes Licht erschien es ihm.

Er sah nicht durchs Fenster erst, sondern öffnete die Thüre und trat über die Schwelle ins Zimmer.

Bozena saß vor dem Tisch bei der Lampe mit einer Stickerarbeit beschäftigt; eine Menge weißer und bunter Streifen, sowie verschiedene Stüchwohle lag vor ihr. Die Stube hatte trotz der ärmlichen Einrichtung durch das helle Licht der Lampe und die behagliche Wärme einen wohllichen Charakter.

Beim Öffnen der Thüre wandte Bozena das Haupt. Als sie Stefan erblickte, den sie trotz der Veränderung augenblicklich erkannte, stieß sie einen halbunterdrückten Schrei aus und erhob sich jäh vom Plaze. Und so standen sich die beiden Gestalten einige Sekunden stumm und wortlos gegenüber, er an dem Thürpfosten lehrend, sie auf den Tisch gestützt.

„Bozena,“ sagte endlich Stefan mit leiser Stimme, „Bozena, kannst du verzeihen, was dir geschehen ist?“

„O, lieber Herrgott, lieber Herrgott, wie er aussieht, wie er aussieht!“ kam es jetzt zitternd über des Mädchens Lippen. Dann stand sie plötzlich vor ihm, ergriff seine beiden Hände und sagte in tiefster Bewegung: „Verzeih mir, Stefan, daß ich dir den großen Schmerz nicht hab' ersparen können. Weiß Gott, ich hätte es gern gethan, und weh war es mir, als es unmögl. war und es doch an dein armes Herz herantrat.“

„O, Bozena,“ versetzte er, aber er konnte nicht weiter, ein heißes Aufschluchzen drang aus seiner Brust und verschlang seine weiteren Worte.

Mannichfaltiges.

„Marschall Vorwärts“ als Schriftgelehrter.

Eine Erinnerung an die ersten Junitage des Jahres 1814.

Wer sieht sie nicht vor sich stehen, die herrliche Helbengestalt mit der prachtvollen Stirn und dem schwermüthig-träumerisch blickenden Auge und, in merkwürdigem Gegenatz dazu stehend, dem bald lauwend, bald übermüthigen Zug um den Mund, das ehrwürdige Haupt umrahmt von dem härlichen Schnee des Alters! Das ist der gute Geist der preussischen Erhebung aus dem Freiheitskriege — Gebhard Leberecht von Blücher. In alles kann er sich hineinfinden: Leicht wird es ihm, den schwebelichen Dienst mit dem preussischen zu vertauschen; willig befolgt er, wegen eines leichtsinnigen Streiches von Friedrich dem Großen im Avancement übergangen, voll augenblicklich überwallenden Zornes wohl, doch nicht für immer grollend, den kurzgefaßten Rath des Großen Königs, „sich zum Teufel zu scheeren,“ um nun wieder als armer Edelmann die Scholle zu bebauen und sich an schönen Werden zu erfreuen als leidenschaftlicher Reiter; und schnell ist er wieder bei der Hand, als Friedrich Wilhelm II. den fähigen Reiter wieder unter seine Fahnen beruft. Eins aber ist ihm, der nun der Abgott der Soldaten und die Seele der künftigen Erhebung werden soll, für alle Zeiten verjagt: Nie

trifft er richtig den Gebrauch von Mir und Mich, nie kann er schreiben nach dem gewöhnlichen Brauch. Wie es mit der Schreibkunit und dem Stil bei Blücher bestellt war, läßt uns am besten ein Brief erkennen, welchen er eigenhändig vor nunmehr 75 Jahren an seine Gattin schrieb.

Am 30. Mai 1814 war der erste Pariser Frieden geschlossen worden und die verbündeten Monarchen begaben sich, einer Einladung des Prinzregenten von England folgend, nach London. Wie aber hätte dabei die populärste Gestalt ihrer Zeit, der alte Blücher, fehlen dürfen!

So landet er denn schon am 5. Juni des Jahres 1814 mit einem englischen Schiff in England, wo ihn ein so unendlicher Jubel empfing, daß er sich kaum vor all' den Huldbigungen zu retten weiß, wo er das Haar eines blühenden Jünglings hätte besitzen müssen, wenn er nur zum tausendsten Theile die Sucht der Engländer nach Blücherloten hätte befriedigen wollen. Der köstliche Brief Blücher's aber aus den Junitagen von 1814 lautet buchstäblich und wortgetreu wie folgt:

libes malchen.

gestern bin ich in Engeland gelandet, aber ich begreiff's nicht, daß ich noch lebe, daß Volk hat mich beynahe zerrissen, man hat mich die Pierde aufgespannt, und mich getragen, so bin ich nach London gekommen, wieder meinen willen bin ich vor den Regenten sein Schloß gebracht, von ihm den Regenten bin

Und wie es dann weiter kam, daß ihr Haupt an seiner Brust lehnte, ihre Arme seinen Hals umschlangen und er sie wortlos an sich drückte, wußten beide nicht, wie sie nicht wußten, daß sie eng verchlungen, eins im andern verloren, minutenlang der ganzen Welt entrückt waren.

Aber Stefan war dieser großen, seltsamen Erregung noch nicht gewachsen. Sie sah, daß er wankte; da ergriff sie ihn bei den Händen und führte ihn zur Bank, wo sie ihn niederlegen ließ. Sie aber kniete vor ihm nieder, legte die Hände gefaltet auf seinen Schooß und sah zu ihm auf. Und wieder lag jenes seltsam tiefe Leuchten in ihren großen grauen Augen. „Stefan, Stefan!“ sagte sie. „Weil du mir warst, was die Sonne dem Erstrierenden, was der Tropfen Wasser dem Verschmachtenden, weil du mir — alles — alles warst und von der ersten Stunde, wo mich dein gutes Aug' getroffen, mußt' ich auch — alles für dich thun.“

„In diesem Augenblick weiß ich wenigstens, was Glück ist.“ murmelte Stefan, und wieder schlossen sich ihre Hände fest und innig ineinander. „Und nun, was soll weiter mit uns werden, Bozena?“

„Was du willst und wie du willst, Stefan,“ sprach sie mit einfacher, rührender Hingebung. „Findest du, daß — daß es sein darf, daß wir uns angehören dürfen, so wird mein Glück so groß sein, daß es die weite, große Welt nicht fassen können — siehst du aber ein, daß dasjenige, was — zwischen uns liegt — uns für immer scheidet, so — so werde ich mich auch darcin ergeben. Ich habe auch nie auf ein solch großes Glück gehofft. Ich habe dich geliebt, wie man den Herrgott liebt — still, selbstvergessen — man geht in ihm auf, aber — man denkt an nichts Bestimmtes dabei. — Und ich habe ja doch einmal an deinem Herzen gelegen, deine Arme haben mich umschlossen — ist das nicht ein reichlich Glück schon, auf das ich ja auch nie und nimmer gewagt habe zu hoffen.“

Wieder umschlossen sie seine Arme, wieder schlugen ihre Herzen aneinander und Stefan sagte mit leiser, leidenschaftlicher Stimme: „Ich kann nicht ohne dich leben, Bozena, ich kann nicht!“ Schmerzlich fügte er hinzu: „Und . . . ich weiß nicht . . . wo das Recht liegt!“

„Werde gesund, werde stark, du Lieber und du wirst es finden,“ versetzte sie voll muthigen Vertrauens. „Wenn man schwach ist, meint man, der Boden wankt unter einem und man magt nicht den Fuß darauf zu legen und doch ist der Boden fest und stark und die Unhaltbarkeit liegt nur bei uns. Sieh, ich weiß, daß ich zu dir gehö' fürs Leben, so oder so und das macht mich stark und muthig. Wir haben es ja nicht so eilig, ein paar Jahr sind bald vorbei. Wir wollen warten, bis — alles klar in dir ist — bis du mit befreitem Herzen wirst sprechen: „So soll es sein!“

Es lag ein hoher Muth in ihren Worten, in ihrem ganzen Wesen, ein Vertrauen, das auf das bedrückteste Herz wie ein belebender Quell wirken mußte.

„Und der Mann, der das vielleicht sprechen wird, ist ein armer Mann, so arm, daß — er keinen Fuß breit Erde sein nennt,“ sagte der junge Mann.

ich Empfangen, wie ich es nicht beschreiben kann, er hink mich an dunkelblauen bande sein Portrait, was sehr Reich mit Brillanten besetzt wahr um den Hals und sagte glauben sie mich, daß sie keinen teuern Freund ur Erden haben, wie mich, ich logire bei ihm. nun muß ich dich bekannt machen, daß trotz allen widerstreben mich der König den morgen wie wir nach Engeland gingen zum Fürsten ernannte, mit dem nahmen Fürsten Blücher von der Wahlstadt, meine Söhne sind graffen Blücher von Wahlstadt, daß Fürstentum erhalte ich in Schlesien, allwo ein kloster war, daß Wahlstadt heißt, nach meinem tode erhebt du ur lebenszeit eine Pension daß du als Fürstin leben kannst, daß ist nun alles was ich dich jetzt, da ein Kourir abgeht, Schreiben kann, was hir nun weiter mit mich vorgeht, daß sollst du mit dem negsten Kourir erfahren. Tuhe mich die liebe und Schreib an Frike und Gebhardt, Franz ist entreeber in Berlin bei dich oder in Ritten, mach auch ihm damit bekant, hast du noch von unsere Sachen was in Schlesien, so laß es da, den den Sommer werden wir doch da leben, die voriehung tuht vhill vor mich und ich genübe im voraus die Freude euch alle die mich lib und wehrt sind in glückliche verahrung nach meinen leben zu wissen. Dein Bruder ist bei mich und grüßt, er ist Zeuge von allen dehm, was mit mich vorgeht, daß voll trägt mich ur henden, ich darff mich nicht legen lassen, so machn sie ein geichrey und sind gleich 10000 zusammen, in mondirung darff ich gahr nicht ercheimen,

„D, ich bin nicht verwöhnt,“ sprach sie, „und Brot und Kartoffeln haben, so lange ich zuhause war, von jeder meine Nahrung ausgemacht. Und dort . . . an dem andern Ort . . . gab's auch — nicht viel Besseres . . .“ Sie erbehte bei der Erinnerung und schlang ihre Arme um Stefans Hals. „Und mit dir — mit dir wird mir jeder Schluck Wasser und jeder Bissen Brot wie Himmelskost schmecken.“ Dann machte sie sich von ihm los, erhob sich; ihr ganzes Gesicht wiederstrahlte das große Gefühl, das sie beherrschte. „Und, siehst du, Stefan,“ fügte sie hinzu und streckte ihre hohe, kraftvolle Gestalt und hob die vollen, runden Arme, „hier liegt unser Vermögen und damit wollen wir uns schon redlich fort-helfen!“

Dann sprachen sie noch über verschiedenes, nur die Vergangenheit berührten beide aus einer scheuen, zarten Empfindung mit keinem Worte, bis das Mädchen an das Nachhausegehen mahnte.

„Weiß der Herr Doktor, daß du hierher gegangen bist?“ fragte sie.

Er verneinte. „Der Herr Doktor sei zu einem Kranken über Land gefahren. Es sei überhaupt sein erster Ausgang heute.“

„Dann mußt du nachhaus, es ist spät. D, er wird schelten, der gute Doktor! Gott segne ihn für alles, alles, was er an dir, meinem Vater, meinem armen Mutterl gethan! Ich hatt' keinen Muth, in deine Krankenstüb' zu kommen und er wollt's auch nicht leiden, er meinte, mein Anblick würd' dich aufregen; nur einmal, als du schliefst, gestattete er mir einen Blick, aber da wurde ich fast selber krank vor Schreck und Herzeleid. Viel hast du durchgemacht und mußt dich schonen. Kommt, ich begleit' dich nachhaus! Es ist dunkel und keiner wird uns erkennen.“

Sie löschte die Lampe und Hand in Hand schritten sie durch die völlig finstere Straße, auf die nur der Schnee einen bleichen, kaum bemerkbaren Schein warf. Vor der Thür des Doktors hielten sie still und minutenlang schlossen sie ihre Hände fest ineinander.

„Soll's für immer sein?“ fragte er mit leiser Stimme.

„Wie Gott will,“ versetzte sie fest und unerschütterlich und ihre hohe, kräftige Gestalt verschwand in der Dunkelheit.

XIX.

Der Doktor war schon zuhause, als Stefan ins Zimmer trat. Er mochte ahnen, wo er gewesen war, stellte aber keine Frage und machte ihm auch mit keinem Wort einen Vorwurf. Mit seinem kundigen Auge sah er wohl, daß es heute für den jungen Mann genug und Ruhe das beste für ihn sei.

Aber am anderen Tage, als sie beim Mittagmahle saßen, Stefan war spät aufgestanden und der Doktor hatte ihn noch nicht gesehen, da er seine Krankenbesuche machte, sagte er zu ihm:

„Wie es scheint, Stefan, hast du dir gestern eine Medizin aus einer anderen Apotheke geholt.“

„Ich konnt' nicht anders, Herr Doktor, ich — ich mußte sie sprechen,“ versetzte der junge Mann erröthend.

nun lebe wohl ich kan nicht mehr Schreiben, den ich bin völlig bekübt, unter 10 tage kan ich hier nicht loß und dan gehe ich nach Holland und will so balde möglich zu dich, lebenslang dein dich HErzlich liebender Blücher.

P. B.

Literatur und Kunst.

* Die Rechtsverhältnisse der Autoren und Verleger sachlich-historisch. Von Aug. Schürmann. Verlaa der Buchhandlung des Waisenhanes 1889. Der Herr Verfasser hat mit dieser Schrift, die ursprünglich den dritten Band seiner 1880/81 erschienenen Schrift „Organisation und Rechtsgewohnheiten des deutlichen Buchhandels“ bilden sollte, ein für die ganze literarische Welt, die geistig schaffende wie die buchhändlerisch vermittelnde, verdienstliches Werk verrichtet. Im vorigen Sommer nahm der deutsche Schriftstellerverband einstimmig den Antrag an, ein Gekand an den Reichskanzler zu richten, daß das Verlagsrecht nachträglich in das bürgerliche Gesetzbuch, wozu es gehöre, aufgenommen und baldigt ein Entwurf desselben veröffentlicht werden möchte. Er erkannte damit an, daß auf dem Gebiete, welches heutzutage schlechtweg als Autorrecht bezeichnet wird, gesetzgeberisch noch manches zu thun bleibt. Schon vor Jahrzehnten sind diese Dinge durch Rechtsgelehrte eingehend bearbeitet worden, ein Mitten in der Praxis stehender Mann hatte sich noch nicht an sie gewagt.



„Du hast nur recht gethan,“ sprach Nawadny. Weiter sagte er aber kein Wort, und eine Weile war es ganz still zwischen den beiden Männern.

Dann erhob sich Stefan plötzlich, ergriff beide Hände des Arztes, sah ihn mit einem bang fragenden und zugleich warm bittenden Blick in die Augen und sagte:

„Sie — Sie haben wie ein Vater an mir gehandelt, Sie will ich fragen, wie ich den lieben Herrgott fragen würde, und wie Sie sagen, so soll es sein! Glauben Sie, daß — daß ich einst an ein Glück mit Bozena denken darf?“

„Und warum nicht?“ versetzte dieser ruhig. Diese Ruhe diente aber nur dazu, seine Ergriffenheit zu verbergen. „Warum nicht? Du mußt daran denken, wenn du sie liebst und sie dich.“

„Und Marek — Marek!“ rief der junge Mann.

„Marek war ein Schuft!“ unterbrach ihn der Doktor und aus seinen Augen blitzte es unwillig, „ein Schuft, der seinen Lohn bekommen, worüber sich jedes redliche Herz freut. Und ich sehe nicht ein, warum noch ein todter Schuft einem braven Mann die Wege verrennen soll, genug, daß es ein lebender thut. Ich wüßte nicht, welcher Gerechtigkeit damit Genüge geschähe, wenn du und sie einsam und in Sehnsucht und Verlangungen zeitlebens eure Tage vertrauern solltet! Das hieße nur noch einen Packer mehr an das gefräßige, dickleibige Verhängnis hängen. Ich wüßte überhaupt nicht, was zu sühnen wäre. Daß einen Schurken einmal eine jähe offenkundige Strafe ereilt? Sonst pflegt sie auch nur langsam hinters und im Verborgenen zu schleichen. Und das Mädchen hat einen Mord begangen; kein menschliches und kein göttliches Gesetz kann und wird sie verurtheilen. Wer aus äußerster Nothwehr handelt, ist nicht strafbar, und dem Weibe ist ihre Ehre, was das Leben. . . Ich sag' nicht, Stefan, daß es schon jetzt sein soll. Auf einer niedergebrannten Stätte, wo noch die Trümmer rauchen und der Boden heiß ist, führt man kein neues Gebäude auf. Laß nur alles ausqualmen, anschwülen, kalt werden, das übrige wird sich schon finden.“

„Dasselbe hat mir Bozena gesagt,“ sprach der junge Mann und es war ihm, als rege sich wieder ein Theil seines alten freien Wejens in ihm, „und wie ich mich dann entscheiden würde, so wollte sie es hinnehmen.“

„Die Bozena!“ sagte Doktor Nawadny, und in sein schönes, rauhes Gesicht trat fast ein Ausdruck von Ehrfurcht. „Die Bozena! Wer die Größe der Menschennatur bezweifelt, der komme hierher und thue demüthig Abbitte, wie ich es gethan. . . Und daß ich von heut ab die Menschen im allgemeinen nicht so verachten werde, kann nur auf ihr Konto geschrieben werden.“

Der arme Doktor! Er hatte bis jetzt bei aller Geringschätzung für die Allgemeinheit nicht aufgehört, jedem einzelnen nur Liebes und Gutes zu erweisen. Was blieb ihm denn jetzt noch übrig?

Als Stefan genesen war, fuhr er in Begleitung Nawadny's nach Neutra. Die warme Befürwortung des alten Arztes und die eigene Persönlichkeit Stefans entkräfteten bald allen Verdacht. Es lag ein solch tiefer Schmerz über das Geschehene

in seinem Wesen, ein solch aufrichtiges Weß, als er sagte: „Ich beklage nicht, daß mir nichts geblieben ist, daß ich mich jetzt zu den Armen zähle, aber mein Herzblut möchte ich vergeben, wenn ich den Geschädigten zu dem Ihrigen verhelfen könnte, damit. . . damit die Schuld von dem Todten in etwas genommen würde,“ — daß es keinen am Gerichtstisch gab, der daran zweifelte. Er wurde nicht weiter behelligt.

Einige Zeit darauf, der Frühling war im Anzuge, ging Stefan nach Pest. Es war zuerst seine Absicht, wieder in Militärdienst zu treten, da es aber keinen Krieg gab, und keiner in Aussicht stand, so wäre das keine ausreichende Thätigkeit gewesen. Es mußte eine Thätigkeit sein, die alle seine Sinne, seine ganze Thatkraft in Anspruch nahm, damit sein ganzes Sein auferregt und mit neuer Spannkraft erfüllt werde. Er kam um eine Eisenbahnstelle ein, und da er von seinem Compagniechef vorzügliche Zeugnisse aufzuweisen hatte, ward es nicht schwer, eine solche zu erlangen. Seine Thätigkeit, seine außergewöhnliche Pflichttreue, die häufig an Opfernuth streifte, lenkten bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn und ebnete ihm die Wege. Im zweiten Jahre schon ward er erster Zugführer an der Pester Südbahn mit einem Gehalte, das eine Familie höchst anständig hätte erhalten können. Aber Stefan dachte noch nicht daran, trotzdem seine Briefe, die nach Tura gingen, von einer gleich großen, gleich tiefen Liebe erfüllt waren. Ein fast leidenschaftliches Streben war in ihm, die Schuld von dem Todten in etwas abzuwälzen. . . Er sparte, geizte, gönnte sich nur das Nothwendigste, aber jedesmal, wenn das Quartal kam, wanderte eine Summe in zwei gleichen Theilen nach Tura. Die eine an Hanka Holup, die andere an Petras Fekete. Hanka hatte kaum achtaufend Gulden von ihrem väterlichen Vermögen zurückversetzt bekommen, und daß der Doktor für die Summe bei Fekete eingestanden war, wußte er auch. Dieser edle Mann hatte genug an ihm gethan, er sollte nicht auch noch an Geld geschädigt werden.

Im Anfang des dritten Jahres gewann er in der Lotterie einige Tausend Gulden, aber auch davon behielt er nichts für sich. Er beglich den Rest bei Petras Fekete, dem letzten Gläubiger seines Vaters, das übrige Geld theilte er in zwei Hälften. Die eine war noch für Hanka bestimmt, die andere schickte er an das Waisenamt in Tura als theilweisen Ersatz für die anderen geschädigten Waisengelder. . .

Einige Zeit später reiste er selber nach Tura und es kam eine Stunde, wo zwei Menschen, die unendlich gelitten, ein unendliches Glück fanden.

Eine stille Hochzeit wurde gefeiert, aber nicht im Orte, sondern in einem nahen Dorfe. Doktor Nawadny gönnte Pfarrer Matras die Einsegnung dieses Paares nicht. Er gedachte wohl der Worte, die er Bozena gesagt, daß, so lange er Geistlicher in der Gemeinde sei, die Glocke seiner Kirche keiner Matraschel weder zu Grabe noch zu etwas anderem läuten werde. Nein, dieser Mann durfte sie nicht trauen! Er gönnte aber auch den Leuten Tura's keinen Theil an dem Ehrentage des Mädchens.

„Ihr waret zu niederträchtig gegen sie,“ sagte er, als man ihm dann Vorwürfe darüber machte.

Das vorliegende Buch faßt nun den Stoff unter dem sachlich-geschichtlichen Gesichtspunkte an und vermag dadurch noch ungleich mehr als die Juristen zur Aufhellung einer Rechtsipthäre beizutragen, in welcher der neueren Gesetzgebung die Fühlung mit der Vergangenheit verloren zu sein schien. Aus dem Wege, den das Verlags- und Autorrecht seit der Erfindung der Buchdruckerkunst genommen hat, heben sich drei Zeitläufte ab, das Privilegienzeitalter, das Nachdruckerzeitalter und die neuere zuerst in Preußen einsetzende Gesetzgebung. Die oft verkannte Privilegienzeit, von welcher der Verfasser ausführte, daß sie bei allen Schwächen, die sie in der Rechtsauffassung förderte, die größten Verdienste um die Entwicklung und die Sicherung des deutschen Bücherverkehrs hat, kommt durch die Schrift wieder zu ihrem Rechte. In das Ende der Privilegienzeit fiel auch das „höchste gesetzgeberische Werk“ auf diesem Gebiete, die verlagsrechtlichen Bestimmungen des preussischen Landrechts, viel bemäht weil nicht verstanden und noch weniger übertroffen. Zu ihrer gerechten Würdigung wird Schürmann's Arbeit wesentlich beitragen. Auf die vorwiegend geschichtlichen Theile folgen in 8 Abschnitten die Darlegungen der heutigen Ansichten über Verlags- und Autorrecht, verbunden mit einer Prüfung der darauf zielenden neueren Gesetzgebung, welche, wie gezeigt wird, in wichtigen Fragen der geschichtlichen Entwicklung des Buchhandels nicht gerecht geworden, sich zu sehr in den Grenzen des Formalen, der Bekämpfung des Nachdruckes gehalten und das eigentliche Verlagsrecht darüber

vernachlässigt hat. Die der Neuzeit gewidmeten Abschnitte lauten: Die Basis der neueren Gesetzgebung. Die verlorene Fühlung mit der Vergangenheit. Die Stempelung des Verlagsrechts zum Autorrecht. Der Gegenstand des Verlagsrechtes. Der Buchernachdruck. Der Zeitungsnachdruck. Die Dauer des Rechtsschutzes. Auf- und Ausbau des Verlagsrechtes. Sollte es in der That zur Schaffung eines neuen Verlagsrechtes kommen, so würde der Gesetzgeber in dem Schürmann'schen Werke eine äußerst gediegene Vorbereitung finden. Der Preis des 340 S. fassenden Werkes stellt sich auf 3.60 M.

A. B.

Deutsche Geschichte von Prof. Dr. Otto Kaemmel, Komrektor am kgl. Gymnasium zu Dresden, (10 Hefte zu 1 M., Verlag von Karl Höckner, Dresden). Das sechste erchienene 1. Heft behandelt den ersten Zeitraum der deutschen Geschichte: „Die deutschen Stämme im Kampfe mit dem römischen Weltreich bis 476 n. Chr.“ Schon dieses erste Heft zeigt eine Reihe von Vorzügen auf, die dem Buche bald einen Platz in jeder guten Hausbibliothek sichern werden. Das Werk ist vorzüglich ausgestattet.

Die militärischen Pflichten und Rechte, welche die Offiziere des Verurlaubtenstandes wahrzunehmen haben, können denselben nicht so geläufig sein, wie den Offizieren des stehenden Heeres. Blötzlich und nur zeitweilig, wie sie an dieselben herantreten, dazu der mannichfachen Art, bedürfen sie einer von fundiger Hand gebotenen und aus den neuesten Dienst-

„Selbst wenn sie das gewesen, wofür ihr sie hieltet, war euer Vorgehen ein verdammenwertes. Man darf selbst einem Verlorenen nicht derart alle Wege versperren. Wie soll er denn aus dem Abgrund herausfinden, wenn man um ihn die Steine bis zum Himmel thürmt?“

Stefan berührte Tura nicht; er fuhr direkt aus dem Dorfe mit seiner jungen Frau nach seinem Bestimmungsorte, wo er sich in der Nähe des Bahnhofes eine kleine einfache Wohnung eingerichtet hatte.

Jedes Jahr kam der Doktor auf einige Wochen, um sich in dem Glücke seiner Schützlinge zu sonnen, und als später Kinder hinzukamen, verlängerten sich seine Besuche.

„Siehst du, Stefan,“ pflegte er zu dem jungen Bahnbeamten zu sagen, „wärist du nicht gewesen, so wär' es vielleicht mein eigen Fleisch und Blut, das an mir herumtrabelt . . . aber so ist es, wenn einen fremde Interessen näher angehen als die eigenen.“

Seine Schlussworte waren aber dann immer: „Und doch, Gott segne euch! Mir ist's, als wär's das Glück meiner eigenen Kinder.“

Auf dem Mühlenberge erhebt sich wieder ein neues Gebäude; es ist aber kein solch stolzes, stattliches Herrenhaus mehr, sondern ein niedriger Bauernbau mit einem gewöhnlichen Strohdache. Auch der Strom ist wieder ein Gefangener an dieser Stelle . . . er rollt nicht mehr glatt und ruhig seine Wellen über die Kiesel am Grunde, sondern staut sie zischend und ächzend zu Gischt und Schaum auf und springt in tausend

tollen Ringen und Wirbeln über das alte Räderwerk. . . Sie heißt wie zuvor die Semany'sche Mühle, obwohl der Besitzer einen ganz anderen Namen führt. —

Jozi Barfas war die Witgift von kaum achtaufend Gulden zu klein. Er hatte gedacht, als ihm damals die große Spekulation so unter den Händen zerrann, zwei Dritttheile oder wenigstens die Hälfte ihres Vermögens herauszubekommen. Daß Stefan später nahe an fünftausend Gulden ersezte, konnte er nicht wissen. Und wegen der lumpigen paar tausend Gulden an ein Bauernmädchen sich wegzuzerren, das lohnte nicht, das konnte ihm kein Mensch zumuthen, ihm — dem Jozi Barfas . . .

Die moralische Verpflichtung hatte sein niedriger Strebegeist sehr bald überwunden. Warum war sie so leichtgläubig? Warum war sie ihm in allem entgegengekommen? Es war ihre Schuld! Und so verschwand er eines Tages . . .

Doch was in den Augen des Herrn Barfas so geringfügig war, schien einem turaoer Bauern ein riesiges Vermögen. Es war dies ein armer Tagelöhner, aber fleißig und nüchtern. Und Hanka Holup war in ihrer Verlassenheit froh, daß sich ihr eine rettende Hand bot. Der Platz auf dem Mühlenberge wurde ihnen noch gerichtlich zuerkannt und dort erhob sich die neue Mühle. Der Müller ist ein resoluter Mann und hat Hanka die städtischen Klauen und Mucken, wie er es nennt, bald herausgebracht, und da er sich über — die Vergangenheit hinweggesetzt, hat er sonst nicht viel an der hübschen, tüchtigen Frau auszusetzen, und so heißt es bei den Leuten, daß es keine unglückliche Ehe sei.

Ende.

Der Hofenteufel.

Eine kulturgeschichtliche Studie von Oskar Walthers.

(Schluß.)

Außerdem ließ um das Jahr 1555 auch Joh. Strauß seine in vor. Nr. gedachte Schrift und Lucas Djiander der Ältere, geb. 1534 zu Nürnberg, † 1604 zu Stuttgart, seine Abhandlung „Von hoffartiger ungestalter Kleidung der Weib- und Mannspersonen“ im Drucke erscheinen. Nach dem Bisherigen war also Musculus der Schöpfer des Ausdrucks „Hofenteufel“, von dem er sagte, daß derselbe „sich in diesen Sahren und Tagen (um 1555) allererst aus der Hölle begeben und den jungen Gejellen in die Hofen gefahren sei“ — und womit er nicht nur deren Verwerflichkeit in religiöser und sittlicher, sondern auch in finanzieller Hinsicht darthun wollte. Demgemäß stellte Musculus in seiner gedachten Predigt acht Sünden auf, deren sich die Träger der Pluderhosen, die er nach oben ebenfalls „Hofenteufel“ nannte, schuldig machten, nämlich:

1. „die Sünde des pludrichen Hofenteufels wider die Scham, Zucht und Erbarkeit, von Natur den Menschen angeboren und eingepflanzt;

2. die Sünde des lumpenden Hofenteufels wider Gott, seine Einsegnung und Ordnung;

3. die Sünde des zulumpten Hofenteufels wider den Bund, Pflicht und Eid der heiligen Taufe;

4. die Sünde des unerschämten Hofenteufels wider das vierte Gebot und Gehorsam der Aeltern;

5. die Sünde des zerflambten Hofenteufels wider die Gewohnheit, Gebrauch und Recht aller Völker auf Erden;

6. die Sünde des hellenflamichten Hofenteufels wider unsere jetzige Religion und Lehre des heiligen Evangelii;

7. die Sünde des zucht- und ehrvergessenen Hofenteufels wider das Ebenbild Gottes, danach der Mensch geschaffen und endlich

8. die Sünde des unverschämten Hofenteufels wider den gemeinen Nug und Wohlfahrt deutscher Nation.

Zur Charakterisirung dieser auch geschichtlich denkwürdigen und selten gewordenen Predigt erlauben wir uns noch folgende beachtenswerthen Stellen aus (S. 430—433) der uns vor-

vorchristen geschöpften Uebersicht und Erläuterung. Lieutenant Roenig, der als Bezirks-Adjutant zu Dels die sämtlichen hier einschlägigen Interessen aus Erfahrung kennt, hat einen solchen, jedem Heilwe-Offizier nützlichen Rathgeber (eben in der Königl. Hofbuchhandlung von C. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstraße 68—70, Preis 1 M., erscheinen lassen.

* Das Kyffhäusergebirge mit Berücksichtigung der benachbarten Städte, Ruinen, Schlösser u. von Clemens Menzel. Führer für Fremde und Einheimische. Mit 5 Abbildungen und einer Spezialkarte. Sangerhausen und Leipzig, Bernhard Franke, 1889. Der namentlich durch seine geschichtlichen Arbeiten bekannte Verfasser bietet in dem vorliegenden, 45 S. umfassenden Büchlein allen Denen eine willkommene Beihilfe, welche dem romantischen Kyffhäusergebirge und seinen jagenanwobenen Burgen einen Besuch abtatten wollen. Die Darstellungsform ist knapp und treffend, aber ausgiebig, der Tourist empfängt viele brauchbare Rathschläge und so kann das Büchlein gern empfohlen werden. Die Einrichtung ist nach verschiedenen Tages Touren getroffen; man kann sich daher leicht mit Hilfe des Buches einen Ausflug vorbereiten. Die beigegebene Karte umfaßt auch die weitere Umgebung des Gebirges; als wünschenswerth erscheint es, daß bei einer späteren Auflage die Karte eine Aenderung erfährt, indem sie bei etwas größerem Maßstabe sich nur auf die Darstellung des eigentlichen Kyffhäuser-Gebietes beschränkt und näher auf die Einzelheiten des Gebirges, die

Waldungen u. eingeh. In der jetzigen Form genügt sie nicht allen Bedürfnissen.

* Wer sich in diesem Jahr zu einer Harzreise rüstet, den möchten wir hiermit anlegentlichst auf den zur Sammlung der Meyer'schen Reisebücher gehörigen „Wegweiser durch den Harz“ (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig, roth kart., 2 M.) hinweisen, von dem (eben die 10. Auflage erschienen ist, die sich als eine sehr gründlich berechnete, verbesserte und erweiterte Neubearbeitung des bewährten Harzführers darstellt. Dank der eifrigen Mitarbeiterschaft des Harzklubs kann das Buch den Anspruch erheben, in seinen Angaben die denkbar größte Zuverlässigkeit zu besitzen. Vermehrt wird der Werth der neuen Auflage noch durch die Aufnahme drei neuer, vorzüglicher Spezialkarten im Maßstab 1 : 60,000: „Wenigerode und Umgebung“, „Broden“ und „Harzburg“ und durch das dem Buch wieder beigegebene „Broden-Panorama.“

* Deutsche Kaiserlieder von Albert Möser. Dresden und Leipzig, S. Klemm's Verlag. (Der Reinertrag ist für das Nordwestdeutsche Kaiser Wilhelm's-Denkmal auf der Porta Westphalica bestimmt.)

* Die Grundzüge der Organisation des Landwirtschaftsbetriebes. Von Dr. A. Kuliss, Direktor der landwirtschaftlichen Mittelschule in Oberhermsdorf, 1888, Verlag von Hugo Voigt's Buchhandlung (Paul Moeser) in Leipzig, 2.25 M.

liegenden Ausgabe des *Theatrum Diabolorum* vom Jahre 1575 hervorzuheben:

„Es wäre kein Wunder, daß uns die Sonne nicht ansehe, die Erde nicht mehr trüge und Gott mit dem jüngsten Tage drein schläge, von wegen der greulich, unmenschlichen und teuflischen Kleidung, damit sich jegunder die jungen Leute zu Unmenschen machen und alle frommen, ehrbaren Leute, sonderlich auch die Teufel selber, einen eckel und greuwel dafür tragen — denn in kurz vergangener Zeit hat ein frommer Mann bei einem Maler eine Tafel* bestellt und gebeten, daß er ihm das jüngste Gericht ernstlich und erschrecklich und sonderlich die Teufel greulich (darauf) machen wolle, welches der Maler sich beflissen und die Teuffel also aufs aller graulichste mit solchen ludruchten Hosen gemahlet, wie sie jetzt die Jungen gefellen tragen; da sey der Teufel kommen und dem Maler einen gewaltigen Backenstreich geben und gesagt: er habe ihm Gewalt gethan, mit unwahrheit also gemahlet, denn er nicht so schenßlich und greulich sei, als er ihn mit den Pluderhosen abcontersehet habe. Und das soll jegunder für Gott und Menschen ein wolstandt vnd zier heißen, daß sich der unreine und unsflätige Teufel selber schämet; — Bekunder ein junger Ketzlöffel, ehe er noch das gele (Gelbe) vom schnabel gar abwäscht, zu einem par Hosen mehr Gelds haben muß als sein Batter zum hochzeitkleyd, wie ich denn berichtet worden, wie jegunder 20, 30 und 80 Ellen Karteck gemein ist zum unterfütter und heilsichen Flammen; wie man es aber der wege (zuwege) bringt, da laß ich die Schneider für sorgen, Ich achte wohl, sie behalten auch ihr Theil davon — — — Verzeucht aber Gott noch ein weil, so halte ichs für wahr, sie werden noch ganze Thücher vnd Karteck umb die Beine hengen oder ja noch ein vnflätiger Tracht erdenden — — wer Lust hette von wunderswegen viel — solche vnflätige, biblische und unzüchtige Pluderteuffel zu sehen, der suche sie übrigens nicht vnter dem Pabstthumb, sondern gehe in die Stätte vnd Länder die jegunder Lutherisch und Evangelisch genennt werden, da wird er sie häufig zu sehen kriegen bis auf den höchsten Grewl vnd Eckel, daß ihm auch das Herz darüber weh thun und dafür, als für die greulichsten Meerwunder sich entsetzen vnd erschrecken wird.“ —

An diese letzte Bemerkung des *Musculus* knüpfte man mehrfach die eigenthümliche Meinung, daß die Erfindung der Pluderhose so sehr „ein Ausfluß des speziell reformatorischen Geistes — oder ein wenig erbauliches Ergebnis reformatorischen Geistes oder Sinnes“ — gewesen sei, daß sich selbst die evangelischen Sittenprediger dieser Auffassung nicht hätten entziehen können; ja man bezeichnete die Pluderhose sogar kurzweg als den „letzten direkten Ausläufer der reformatorischen Bewegung.“

Mit seiner gewaltigen Predigt, die für die damalige Zeit gewiß ein Meisterstück war, hatte *Musculus* den Hosen-teuffel zwar empfindlich aber noch lange nicht tödtlich getroffen. Er herrschte fort durch die Allgewalt der Mode. Er war „allmobißch“ geworden. Um ihn noch wirksamer zu Leibe zu gehen und die Gemüther seiner Anhänger in Furcht zu setzen, hielt man geistlicherseits, nach dem Beispiele des *Musculus*, dem man in seinem gerechten Vorhaben wacker sekundirte, daran fest, daß die Pluderhose vom Teufel stamme, und gab dabei noch vor, daß er bei Teufelsbeschwörungen ganz besonders gern in die Pluderhose zu fahren pflege, wofür (wie *Bartsch* a. a. O. S. 16, Note 53 mittheilt), *Fr. Melzer* in seiner *Historia Schneebergen* S. IV., S. 1148 folgenden interessanten Beleg an der Hand hat:

In der *Schneberger Kolonie Platten* habe nach dem Berichte eines Unbekannten, gedruckt bei *Georg Baumann* in *Erfurt*, der Teufel eines Schmieds Tochter, namens *Anna Gerbisotta*, bebesen. Bei seiner Austreibung durch den Pfarrer *Reben* trotz aus *Schlackenwalde* habe der Teufel, nachdem er sich zwei Stunden mit dem geistlichen Herrn „abgebläut“, so daß dieser ganz kraftlos worden, erklärt, in die Pluderhosen fahren zu wollen, denn ihrer selb hundert hier wären.

Außerdem suchte man die Träger von Pluderhosen auch noch mit angeblichen Wunderzeichen zu schrecken. So verbrachte man z. B. im Jahre 1583: es habe zu *Templin* in der *Uckermark* ein Schaf, außer zwei wohlgestalteten Lämmern, ein Stück Fleisch zur Welt gebracht, welches einer Pluderhose

* Das heißt wohl: ein Bild auf einer Holztafel, vielleicht für eine Kirche bestimmt.

ganz ähnlich gewesen; auch sei in demselben Jahre zu *Prenzlau* ein Kind mit einer Pluderhose zur Welt gekommen, die bis an die Füße gereicht, dabei habe das Kind um den Hals und die Hände noch große Krößen (Krauzen) gehabt.

Uebrigens waren schon früher deutsche und außerdeutsche Landesherren, Universitäten und Stadtobergkeiten mit scharfen Verboten gegen das Tragen der Pluderhosen vorgegangen. So unterlagte z. B. der Kurfürst *August* zu *Sachsen* (1553—1586) bereits im Jahre 1562 den Studenten der *wittenberger Hochschule* das Tragen von Pluderhosen. Das betreffende Reskript lautete:

„Dieweil auch die Pluderhose eine vnflätige und schenbliche Tracht ist, welche viel kostet und doch übel stehet, soll der Schneider, welcher sie gemacht, 10 Gulden und der Student, der sie trägt, 10 Gulden dem Rector zur Strafe geben oder während drei Jahren relegirt und dazu solch Kleid dem Rector zu überantworten schuldig sein.“

Eine derartige Maßregel war um so nöthiger, als es bereits dahin gekommen war, daß die *wittenberger Studenten* wegen des ungeheueren Aufwandes für ihre Pluderhosen keine Kollegienelder mehr bezahlten. Uebrigens besaß *Wittenberg* (nach *Oröhmann*: *Annalen der Univer. Wittenberg*, *Meißen*, 1802. Th. I. S. 208) schon im Jahre 1546 eine Universitäts-Kleiderordnung, worin den Studenten aller Fakultäten „zer schnitzelte Kleider“ verboten worden waren.

Da die Tracht der Pluderhose trotz alledem immer mehr ausartete und sogar in Kreisen Aufnahme fand, wo man sie nimmer hätte vermuthen sollen, so verordnete genannter Kurfürst *August* im Jahre 1580 weiter, daß sich namentlich auch „Kirchen- und Schuldienere — Stipendiaten auf Universitäten — wie Fürstenschüler des Gebrauchs zerhackter und zerschnittener Kleider (Pluderhosen) enthalten“ sollten, und um dieselbe Zeit gebot (nach *Werther*, *Chronik der Stadt Suhl*, 2. Bd. Urk. S. 81.) der Graf *Georg Ernst* zu *Henneberg* den Lehrern an der Schule zu *Schleusingen*:

„Sonderlich sollt ir keinesweges den Schülern (!) die schändliche Hufe, die ihnen über die Knie hängen — welche auch die Landsknechte, vielmehr aber die Schüler graulich verstellen — noch andere leichtfertige Kleidung — gestatten oder nachgeben, sondern daran und darob sein, daß sie züchtig und erbar andern in Kleidern vorleuchten.“

Selbst Obrigkeiten kleinerer Städte waren in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zur Erlassung derartigen Verordnungen genöthigt. So verbot 1560 der Stadtrath zu *Bauzen* seinen Bürgern und deren Söhnen „die lange, ungewöhnliche Pluderhose und die sammtnen und seidenen Atlas-Gesäße mit seidnem Gewand durchzogen.“

1562 der Stadtrath in *Zeitz* „zollichte Hosen und durchzogene Wämser, sowie gefaltete Aermel.“

1565 die *Görlitzer Willfür* „neben Pluderhosen auch Ueberzüge über die Beingewänder“ und im Kap. XVII. der *Zittauer Statuten* ist verordnet: „Es soll sich auch Niemand unterstehen, Pluderhosen oder sonst Beingewand und Hosen mit Sammetdamasten, Atlas oder seidenen teuern Gewandes überziehen und füttern zu lassen.“

Endlich bestimmte die *Erfurter Polizeiordnung* von 1583 Art. 30, daß die jungen Gesellen und Knechte keine zerschnittenen und durchzogenen Hosen und große Aermel tragen sollen.

Eine ähnliche Verordnung, wie Graf *Georg Ernst* zu *Henneberg* nach oben erlassen hatte, ließ um 1574 bereits auch der Kurfürst *Georg Wilhelm* von *Brandenburg* ausgeben, indem er in der Ordnung der von ihm gegründeten Klosterschulen den Lehrern „kurze, zerhackte und verbrämte Pluderhosen und den Schülern kurze, zerhackte Mäntel, lange zerschnittene Hosen, zerstückene Schuhe und spizige Hüte mit Federbüschen“ verbot.

Da alle derartigen Vorschriften nicht zu dem erwünschten Ziele führten, so bequemen sich endlich manche Stadträthe, die Tracht der Pluderhose stillschweigend zu gestatten und nur den Verbrauch der dazu nöthigen Stoffe zu beschränken. Dahin gehört z. B. der Stadtrath zu *Drauschwitz*, welcher 1579 seinen Bürgern dazu 12 Ellen Seide erlaubte, der Stadtrath zu *Kostock*, welcher, aber nur den Adeligen, 1585 12—14 Ellen zugestand, und der zu *Magdeburg*, welcher 1583 die Größe der Pluderhosen nach dem Werthe des dazu verwendeten Seidenstoffs bestimmte und demgemäß höchstens 18 Ellen Kartek gestattete, was aber nur für die

Schöpfen und sonst Angeesehensten und Wohlhabendsten gültig war.

Daß endlich auch die Behörden in der Schweiz ihre Noth mit den Pluderhosen hatten, erfahren wir aus der angeführten Schrift von Weiß, Abth. II. S. 633, wo es heißt: „Ueber die Bewohner von Zürich schrieb Drelli in den Jahren 1555—1573: „Von Zeit zu Zeit mußten über ungeziemenden und unnatürlichen Schnitt und Form der Kleider, besonders der Hosen, Verordnungen ergehen; so gegen die Pluderhosen“ 2c.

In Dänemark, wo die Pluderhose bis zu einem Unterstoff-Aufwand von 80 Ellen ausgeartet war, machte man kürzeren Prozeß; man verbot sie geradezu und drohte jedem, der sich gleichwohl öffentlich damit sehen lassen würde, an, daß ihm die Hose sofort am Leibe zerchnitten werde.

Zu ähnlichen Mitteln verstieg sich der Kurfürst Joachim II. zu Brandenburg († 1571). Er glaubte die Tracht der Pluderhose dadurch verdrängen zu können, daß er die damit Betroffenen dem Spott und Hohn des Publikums preisgab. Von ihm berichtet Wisculus (a. a. O. S. 443b):

„Nachdem unser gnädigster Churfürst zu Brandenburg — drei Landsknechte mit solchen lappenden Hosen hat sehen auf der Gassen gehen, mit einer vorgehenden Fiedel — hat Ihro Churfürstl. Gnaden solche Landsknechte lassen greiffen und in einem offenen, vergitterten Gefängniß drey Tage sitzen lassen, und damit sie ja Zuschauer genug hätten — hat der Fiedler aussen vor dem Gefängniß müssen solche Zeit über hostieren und fideln.“

Ein anderes mal sah Joachim II., an einem Sonntage, einen adeligen Herrn, der in prächtiger Pluderhose zur Kirche ging. Da ließ ihm der Kurfürst urplötzlich den Hofengurt

zerschneiden, „daß das ganze Zottengelump zur Erde fiel“ und er in diesem Aufzuge nachhause eilen mußte.

Wisculus fügt der vorhergehenden Mittheilung (a. a. O. S. 434) noch bei: „So höre ich auch sagen, daß etliche hohe Potentaten ein Gebot erlassen haben, daß sich alle Hefen in ihren Landen also bübisch und zerludert sollen leiden, damit die Kinder auf der Gasse können urtheilen, wofür solche Lumpenhosenjunker zu halten sind.“ Solche und ähnliche drastische Mittel schückerten zwar ein, heilten aber das Uebel von Grund aus ebensovienig als die immer steigende Kostspieligkeit dieser Tracht und die oben bemerzten Bestrebungen der Kirche sammt den bezüglichlichen Verordnungen und Verböten der weltlichen Behörden.

Erst eine völlig veränderte Gestaltung der Verhältnisse und des, auch die Geschmackrichtung leitenden, Zeitgeistes machte der Pluderhose, wie eingangs schon angedeutet, den Garaus. Sie verschwand nach ca. vierzigjährigem Bestande um das Jahr 1590 zugleich mit dem Erlöschen des Instituts der freien Landsknechte, womit sie ihren weientlichsten Halt verlor.

Am längsten und zwar noch bis in das 17. Jahrhundert hinein, hielt sich diese Tracht in der Schweiz, wo sie (nach Falk) „zur leblosen Form erstarrend, nationale Tracht wurde, so daß sie nun den Namen „Schweizertracht“ erhielt.

Wer sich von der Pluderhose, die in ihrer früheren Gestalt die Weine der Deutschen hoffentlich nie wieder umrauschen wird, eine noch deutlichere Vorstellung machen will als sie aus der oben von uns gelieferten Beschreibung hervorgeht, den verweisen wir auf das Titelblatt des „Theatrum Diabolorum“ und auf Weiß's angeführte Kostümkunde, Abth. II, S. 637, Figur 245, wo ein Landsknecht in der Pluderhose abgebildet ist.

Land- und Hauswirthschaft.

Die Entwaldungen und die Wasserkalamitäten.

Bei den in den verschiedensten Landstrichen Deutschlands jetzt öfters vorkommenden Wasserkalamitäten dürfte es am Plage sein, unter besonderer Berücksichtigung der Waldbedeutung einige kurze Betrachtungen darüber anzustellen und diese allen Grundstücksbesitzern zu weiterem Nachdenken zu überlassen.

Zunächst wolle jeder ältere Herr sich des landschaftlichen Bildes derjenigen Gegend gültig erinnern, in der er seine fröhlichen Kinderjahre verlebt hat, und jenes Bild mit dem der Gegenwart vergleichen. Jeder wird dabei finden, daß die Flächen damals allenthalben mit mehr oder weniger großen Komplexen von Wald aller Art bedeckt waren, während dieselben jetzt fahl und leer erscheinen. Nur hier und da an steilen Gehängen stoßen noch einige dürftige Kiefern- oder Nadelwaldbeständen, die ihre Existenz aber auch nur dem Umstande verdanken, daß ihre Standorte zu etwas anderem als Wald absolut nicht verwertbar waren.

Wälder und Büsche sind also verschwunden und viele feste, ja selbst steinige Hänge sind in Feld umgewandelt worden, und es kann deshalb nicht unausgesprochen bleiben, daß in dieser Hinsicht in den letzten 40 bis 50 Jahren unverantwortlich, bewußt und unbewußt, gesündigt worden ist. Betrachten wir kurz die Bedeutung des Waldes in dieser Richtung, so ist zu konstatiren, daß der Wald einen großen Einfluß auf die Regulirung der Temperatur und die Feuchtigkeit der Länderstrecken hat, d. h. er wirkt den Extremen, der Hitze und Kälte entgegen und regulirt die atmosphärischen Niederschläge und damit die stehenden und laufenden Gewässer. Um dies überzeugend zu beweisen, sei erwähnt, daß ein von Pflanzen entblößter Boden den Einwirkungen der Sonnenstrahlen viel mehr ausgesetzt ist, als ein mit Pflanzen bedeckter, und jeder Leser mag einfach nach seinen Gefühlen urtheilen, die er empfunden hat, wenn er bei heißen Sommertagen auf der unbeschatteten Landstraße oder über eine dürre Sandfläche dahingewandert und dann in den schirmenden Wald eintrat. Wenn man sich hierbei nun kraft des Gesetzes überlegt, daß die kältere Luft stets nach den luftverblümmerten, wärmeren Stellen hinströmt, so kann man schon einen Schluß ziehen, welchen Einfluß der Wald mit seiner weniger erhitzten Erdoberfläche und mithin mit seiner kühleren Luftschicht auf die Regulirung der Landestemperatur auszuüben imstande ist.

Weit wichtiger als dieser Nutzen der Wälder aber ist der den sie auf die Regulirung unserer atmosphärischen Niederschläge und somit auf die stehenden und laufenden Gewässer üben.

Hierbei mag nun zum besseren Verständniß der Sache erwähnt werden, daß das Wasser, wie alltäglich beobachtet werden kann, ununterbrochen um die Erde wandert und zwar in der Weise, daß dasselbe auf der Meeresfläche wie auf der festen Erde verdunstet, in Form von mikroskopischen, kleinen Wasserbläschen, welche unter gewissen Umständen für das menschliche Auge in Form von Nebel sichtbar werden, in die Höhe steigt und Wolken bildet. Diese Wolken werden dann je nach Umständen mehr oder weniger weit fortgeführt, bis sie in kühlere Luftschichten gerathen und wieder in Form von Regen zur Erdoberfläche niedergehen. Diese Wasserwanderung ist eine unaufhörliche und dabei für unser Sein oder Nichtsein, für unser Wohl oder Wehe ein genau so wichtiger Vorgang im Naturhaushalte, als die Spendung des Lichtes und der Wärme durch die Sonne es ist. Zieht man nun in Betracht, daß der Wald mittels seiner humus- und moosreichen Erdoberfläche diese atmosphärischen Niederschläge, also den Regen, in hohem Grade festhält, indem die Humusschichten das Wasser binden und dasselbe durch die vielen feinen Wurzeln des Mooses 2c. zur Erde leiten und/der Wald dann in trockenen Zeiten das Wasser nur allmählig wieder durch direkte Verdunstung sowohl, wie durch seine Blätter und Nadeln an die atmosphärische Luft abgiebt, wodurch dem Gedeihen aller landwirthschaftlichen Gewächse ein unberechenbarer Nutzen erwächst, so wird man herausfinden, welche wichtige Faktoren die Wälder für uns überhaupt sind.

Stellt man nun aber die Verhältnisse einer guten Bewaldung eines Landes denen einer schlechten gegenüber, so entrollt sich bei näherer Betrachtung der Differenz ein überaus trauriges Bild. Und sollen hier an dieser Stelle auch nicht die extremsten Verwüstungsbilder von Ueberschwemmungen, wie jetzt in der Gegend von Krimmitschau zu finden sind, als alleinige Resultate der Entwaldungen hingestellt werden, so kann man doch immerhin mit Bestimmtheit sagen, daß die Waldverwüstungen auf größeren Landstrichen in ihrer Summirung gewaltig dazu beitragen.

Um diese Behauptung auch zu beweisen, vergegenwärtige man sich einfach eine merklich steile Landschaft von größerem

Umfange, theile sich diese in zwei gleich große Theile, wovon die eine Hälfte unbewaldet, die andere bewaldet ist. Es kommt ein starker, stundenlang anhaltender Regenguß, und man wird beobachten können, daß das Wasser von dem unbewaldeten Theile von allen Seiten ungehindert herabstürzt, reißende Bäche bilden, tiefe Furchen schafft, die produktive Erdschicht herabspült, Wiesen verschlammte und im Thale Ueberschwemmungen und in der Regel großes Gled herbeiführt.

Bei dem zweiten, bewaldeten Theile wird man dagegen verhältnismäßig wenig Veränderungen in den Wasserläufen bemerken, die Bäche werden zwar auch stark, aber immerhin nur langsam anschwellen, aber von einer schadenbringenden Wirkung wird kaum die Rede sein.

Auf diesen starken Regenguß tritt eine anhaltende Dürre ein. Wie gestalten sich nun die Verhältnisse?

Der unbewaldete Theil wird trocken, ganz abgesehen davon, daß von demselben im Laufe von noch einigen Jahrzehnten das gute Land total fortgeführt sein und er dadurch ganz unfruchtbar werden wird. Derselbe fängt an auszubrennen, die Erde glüht, die Luft wird zum Erstickend und die einst vorhandenen Quellen geben längst kein Wasser mehr.

Auf dem bewaldeten Theile wächst dagegen der Wald freudig weiter, er giebt Wasser durch die Quellen an die Flüsse ab, macht sich der Industrie dienstbar und spendet ununterbrochen kühle, mit Wasser geschwängerte Luft zum Wohle der Menschheit und der landwirthschaftlichen Gewächse.

Es sind erst etwa 4—5 Jahrzehnte verflossen, seitdem wir von einer unbarmherzigen und argen Entwaldung sprechen können. Es ist dies eine kurze Spanne Zeit, aber doch trotzdem lang genug, daß jedes sehende Auge herausfinden kann, welchem Abgrund wir entgegen treiben.

Können wir noch weitere Entwaldungen eintreten und das Wasser noch 4—5 Jahrzehnte in seiner summarischen Wirkung die hängenden Gelände, auf denen einst Wald stand, bearbeiten, so werden wir und unsere Nachkommen bestimmt erfahren, daß diese Gelände dann weder für land- noch forstwirtschaftliche Zwecke brauchbar sein werden.

Die Konsequenzen dieser unaussbleiblichen Thatsachen müßten nun die sein, daß sich in dieser hochwichtigen Angelegenheit alle Denkenden auf halbem Wege begegnen und eine Verringerung der Verhältnisse herbeizuführen bestrebt wären, bevor es zu spät wird, wie dies in Südfrankreich, Spanien, Italien u. s. w. der Fall ist.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Frage nur durch Landesgesetze geregelt werden kann, deren Schwierigkeiten allerdings nicht geringe sind, wenn man bedenkt, daß diese das Nützliche mit dem Praktischen verbinden und die verschiedenen Verhältnisse in unserem engeren wie weiteren Vaterlande thunlichst berücksichtigen möchten.

Im allgemeinen würde dabei in Frage kommen müssen:

- a) daß alle noch vorhandenen Wälder ohne Genehmigung der Regierung nicht vermindert werden dürfen;
- b) daß Besitziger von Grundstücken von etwa 15—30 ha Größe ungefähr 6 Proz., von 30—50 ha 8 Proz. und von 50 ha und darüber ungefähr 10 Proz. der Fläche als Wald zu unterhalten bezw. herzustellen hätten;
- c) daß größere Gelände von 10—20 Grad Neigung überhaupt und ohne Ausnahme zu mindestens 40 Proz. der Fläche, von 20—30 Grad Neigung zu 60 Proz. der Fläche und von über 30 Grad Neigung ganz bewaldet sein müßten, und schließlich

d) daß der Staat zu Neuaufforstungen einen bestimmten Prozentsatz zu den Kulturkosten beizutragen haben würde.

Nun bin ich aber weit entfernt, zu denken, daß diese Betrachtungen sogleich und allenthalben großen Anklang finden werden. Es wird genugsam Stimmen geben, die dieselben als harte Eingriffe in das Privatrecht und das Privatvermögen, mitbin vermerkslich finden werden, worauf ich aber im voraus und reich an dieser Stelle erwidere, daß dies durchaus so schlimm nicht ist. Einmal haben wir derartige Gesetze schon in einigen Ländern, dann aber muß sich jeder Grundstücksbesitzer sagen, daß er durch diese Maßregel in allererster Reihe nur sich selbst schügt, daß er nahezu dieselben, in manchen Fällen vielleicht noch mehr Früchte erbauen kann und wird, wenn er dieselben Kräfte, Düngungen u. s. w. auf die eventuell etwas zu verengende landwirthschaftlich benutzte Fläche seines Besitzes verwendet. Nach meiner Ansicht kann man sich in der Frage der Entwaldung bei der Zunahme der Drainagen, die auf die Wasser-

wanderung auch einen großen und dabei ungünstigen Einfluß üben, die ich hier aber nicht weiter berühren kann, weil dies zu weit führen würde, die Augen nicht länger verschließen. Unzweifelhaft ist eine diesbezügliche nationalökonomische Gesetzgebung nicht minder notwendig, als es die sozialpolitische war, und ich kann zum Schluß nur jeden einzelnen bitten, daß er sein Scherflein zu einer Verbesserung der Sachlage, mag es in Wort oder That bestehen, beitrage.

Glauchau.

Oberförster Goldberg.

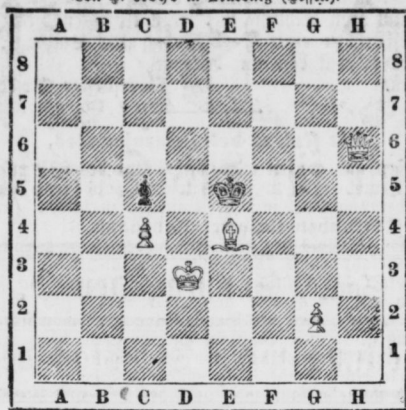
Die Kultur des Feigenbaumes.

Im großen und ganzen wird die Kultur des Feigenbaumes in Deutschland noch recht wenig betrieben, und mag die Ursache dieser Erscheinung wohl in dem Umstande zu suchen sein, daß die meisten Gartenbesitzer glauben, unser Klima sei dafür zu rauh, und scheuen deshalb vor dem Anbau der Feige zurück, um sich nicht der Gefahr eines Mißerfolges auszusetzen. Dem ist aber nicht so, denn bei richtiger Behandlung können die Feigen bei uns ebenso gut im Freien gezogen werden, wie in südlichen Gegenden. Zum Zweck der Bepflanzung muß man sich natürlich einen etwas geschützten Platz im Garten aussuchen, vielleicht in der Nähe eines Weinspaliers, wo die Feigen dann 4—5 m vor demselben in einer Reihe ausgepflanzt werden. Will man noch ein übriges thun, so kann man nach der Ost- und Westseite einen 2—3 m hohen Holzzaun aufstellen, welcher die kalten Winde abhält und die Wärme mehr sammelt. Anfang Mai kann man auf das zurecht gemachte Land die Uebliger ansäen. Man giebt ihnen in der Reihe einige Meter Entfernung und bringt etwas Lauberde an die Wurzeln, was das Anwachsen beschleunigt. In der Reihe steckt man nun alle 3 m einen Pfahl, und zieht von einem Pfahl zum andern einen starken Draht, woran die Feigen gebunden werden, aber nur mit dem Hauptstamm, nicht spalerartig, denn die Feige liebt eine freie Bewegung nach der Seite. Ein Spalterfeige wird nie so dankbar tragen, wie eine Feige in Buchform, die Früchte sitzen bei letzterer im Schatten ebenso voll wie auf der Sonnenseite. Geschnitten wird ein Feigenstrauch nie, nur die trockenen Zweige schneidet man heraus. Während des Sommers ist nichts weiter zu thun als für Feuchtigkeitz zu sorgen. Nach dem ersten starken Frost legt man die Sträucher zur Erde nieder. Man biegt sie alle nach der einen Seite, damit sie sich nach dieser Seite hingewöhnen und bedeckt sie mit Erde, welche von beiden Seiten der Reihe genommen wird. Tritt stärkerer Frost ein, so deckt man noch etwas Laub darauf. Befürchtet man Mäusefraß, so begieße man die niedergelegten Sträucher mit einer Auflösung von *Asa foetida* und werfe sofort Erde darüber, keine Maus wird dann an den Stämmen nagen. Für 10 Pf. *Asa foetida* genügt, um 10 m zu begießen. Es ist nun durchaus nöthig, die Feigensträucher bis Anfang Mai in der Erde zu lassen. Wenn man sie früher aufnimmt, muß man sie beständig vor Frost schützen. Dieser Punkt ist der wichtigste bei der Feigenkultur. Dieselben bleiben noch eine Woche an der Erde liegen und werden dann hoch gebunden. Die Frucht der Feige wächst sehr schnell. Ende Juni bis Mitte Juli beginnt in der Frucht die Samenbildung, welche bis Mitte August dauert. Ist diese vollendet, so fängt die Frucht an zu schwellen und nimmt eine bräunliche Farbe an. In acht Tagen tritt dann gewöhnlich schon die vollständige Reife ein. Gleichzeitig reifen die Früchte nicht, sondern vom August bis zum Eintritt des Frostes. Die noch halbreifen Früchte im September eignen sich vorzüglich zum Einmachen. Die Früchte müssen weich sein, wenn man sie pflückt, dann erst haben sie den so süßen, aromatischen Geschmack. In der Zeit, in welcher die Früchte reifen wollen, reist der Feigenstrauch noch einmal Früchte an, welche im Frühjahr entweder abfallen, oder bei guter Ueberwinterung Anfang Juli des nächsten Jahres reifen. Es ist nur im Interesse aller Gartenbesitzer gelegen, sich der Kultur des Feigenbaumes zu befleißigen, die, wie aus obigem hervorgeht, gar nicht schwierig und zudem sehr gewinnbringend ist, da doch für Feigen bekanntlich ein ziemlich hoher Preis gezahlt wird, selbstredend aber nur für gute tabellose Früchte.

Einmachebüchsen.

Die zweckmäßigsten und besten Einmachebüchsen für Erbsen, Bohnen, Spargel etc., sind diejenigen, die so konstruirt sind, daß sie nicht gelöthet zu werden brauchen und dennoch einen tadellosen, sicheren, hermetischen Verschluss bieten. Namentlich für diejenigen, die außerhalb der Städte, also auf dem Lande wohnen, und nicht immer den Klempner gleich zur Hand haben, ist es ein großer Vortheil, derartige Büchsen zu besitzen, weil man dann jederzeit die rischen Gemüße, welche man übrig hat, ohne Schwierigkeit einmachen kann. Wenn auch der Preis für diese Einmachebüchsen etwas höher ist als für Blechbüchsen, so lasse man sich hierdurch nicht abschrecken, da man dieselben für mehrere Jahre benutzen kann, was bei den Blechbüchsen nicht der Fall ist.

Schach.
 Bearbeitet von E. Schallopp.
Aufgabe Nr. 355.
 Von S. Rohr in Marburg (Hessen).



(5+2.)
 Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Lösungen.

Aufgabe Nr. 349. Von S. Wagner in Volkmarödorf. Weiß (7): Kg1, Lc3, f6, Sg4, h4, Bd3, e2; Schwarz (2): Kh5, Be3; 3 Züge.
 1. Sh4-f5 Kh5-g4. 1. Kh5-g6
 2. Sf5-g7+ Kg1-g3, f4. 2. Sf5-h6 Kg6-h7, h5
 3. Sg7-h5+.

Aufgabe Nr. 350. Von v. Bröder in Ruitbus. Weiß (11): Ke2, Df8, Te5, Ld1, Sc1, e4, Bb5, b6, d2, f2, h6; Schwarz (11): Kf4, La7, e8, Sa8, Ba6, b7, c4, e6, f5, g6, h4; 3 Züge.
 1. Df8-b4 f5-e4, a6-b5. 1. Sa8-b6; La7-
 2. d2-d4 c4(e4)-d3 od. bel. and. 2. Db4-e4: beliebig (b6; b8
 3. Sc1-d3+ resp. Db4-f8, d2+.

Richtig angegeben von S. Wagner in Volkmarödorf.

Aufgabe Nr. 351. Von S. Reidanski in Berlin. Weiß (7): Ka4, Dd7, Te5, Se5, Bf2, f5, g4; Schwarz (7): Kd4, Lf8, Ba5, d5, d6, e4, f4; 2 Züge.

1. Dd7-b7 Kd4-e5; 1. Kd4-e5; d6-e5:
 2. Db7-a7+.

Richtig angegeben von S. Wagner in Volkmarödorf.

Endspiel Nr. 46. Von Otto L. Blathy in Budapest. Weiß (10): Kh8, Sbi, Bb5, c3, e6, d5, e4, f3, g2, h7; Schwarz (10): Kf7, Lb5, Sa5, Bb6, e5, c7, d6, e5, f4, g3; 56 Züge.

Weiß zieht zunächst den Springer über d2, b3, e1, e2, g1, h3, g5, e6, g7, h5 und f6 (wo ihn der König nicht schlagen darf, wegen Kh8-g8 nicht h7-g8 D.r.) nach d7. Schwarz hat inzwischen den König auf f7 und f8 resp. den Läufer auf b8 und a7 hin und her gezogen, hat nun den erstickten auf f7, den letzteren auf a7 stehen und ist somit zu e5-e4 (im 12. Zuge) genötigt. Jetzt wandert der weiße Springer auf demselben Wege zurück bis e1, wo er im 21. Zuge anlangt, und dann weiter über a2, b4 und e2 nach a3, von wo er im 26. Zuge den Bf4 schlägt. Nun geht die Reihe über d2, b3 zc. wieder in 12 Zügen nach d7; im 39. Zuge folgt dann e3-e4, und Schwarz muß mit 39. La7-b5 seinen Läufer preisgeben. Weiß nimmt ihn, spielt dann den Springer über a6, b4 und e2 nach a3 (44. Zug), worauf Schwarz den König nach f8 zieht. Es folgt dann 45. e4-e5 b6-e5: 46. Sa3-e4 Kf8-f7 47. b5-b6 c7-b6: 48. Se4-d6+ Kf7-f8 49. Sd6-b5 und Weiß erzwingt das Matt durch die in die Dame geführten Bauern im 56. Zuge.

Kleine Mitteilungen.

Irthümlich meldeten wir in voriger Nr., daß in New-Yorker Turnier Tschigorin den ersten Preis gewonnen habe; in Wirklichkeit wurden zwischen Tschigorin und Weiß vier Partien gewechselt, die alle vier remis wurden (die erste derselben dauerte 9 Stunden), und nach diesem Ergebnis wurde der Betrag des ersten und zweiten Preises geteilt.

Die Berliner Schachgesellschaft feierte am 1. Juni ihr 62jähriges Stiftungsfest durch ein Tombolaturier, Beratungspartien, Scherz- und Besessen, sowie am 2. Juni durch einen Ausflug mit Familien nach Wannsee.

Räthsel.

Charaden.

I.

Von —s in Halle.

(Dreißig.)

Ich bin ein Dom, zu beten drin,
 Nicht Wert von Menschenhänden,
 Tritt nur herein mit frommem Sinn,
 Zum Höchsten dich zu wenden.

Für die Redaktion verantwortlich: S. S.: Dr. H. Borst in Halle.

Zweite und dritte Silbe.

Wart Lehrling du und hast alsdann
 Auch noch was Recht's erfahren,
 Dich niemand anders nennen kann
 In deinen spätern Jahren.

Das Ganze.

Brach an des Frühlings Maienszeit,
 Wenn Blütenregen fützen,
 Dann komm' auch ich und bin bereit,
 Den Wein dir wohl zu wützen.

II.

Von —s in Halle.

(Vierßig.)

Erste und zweite Silbe.

Von West bis Ost im weiten Reich,
 Von Süden bis zum Norden,
 In Macht und Ehr' und Würden gleich
 Ist niemand mir geworden.

Dritte und vierte Silbe.

Soll jedermann der ersten Macht
 In einem Reichen bliden,
 Schnell werden wir herzugebracht,
 Ihr Haupt damit zu schmücken.

Das Ganze.

Und kam der Frühling über Nacht
 Uns ob's Land gegangen,
 Gleich sieht du mich in folger Pracht
 In deinem Garten prangen.

III.

Von W. S. in Halle.

(Sechßßig.)

Die beiden Ersten seien bereit
 Für's Wohl des Landes jederzeit,
 Und deutliche Sitte ih's und Art,
 Wenn Kraft mit edlem Sinn gepaart;
 Rag's so für immer gelten!

Die andern Beiden, welche Anst!
 Es heft und weitet sich die Brust!
 Zum Herzen spricht darin das Herz,
 In heller Freude, süßen Schmerz;
 Das wurzelt im Gemüthe.

Das letzte Paar bringt heutzutage
 Gar manche Freuden, oft auch Plage;
 Denn ruhen dich die letzten Zwei
 Mit allem Andern ih's vorbei —
 Noch thnen sieht dein Sinn.

Von ganz besond'rer Geltung hat
 Das Ganze eine rhein'sche Stadt;
 Dort aus der Stadt mit ihrem Dom
 Gewann jüngling, auf der Fahrt nach Rom,
 Das Ganze Aller Herzen.

Scherzräthsel.

Von W. S. in Halle.

Die Silbe drückt, es lehzt der Mund nach Lade.
 Die ich in meinem Wort erfrischend vor mir habe.
 Wer uns die beste spendet, willst du fragen? —
 Ein Zeichen eingefügt wird es dir sagen!
 Ja, ichiel' getrost ins Wort ein a,
 So steht der Laue-Spender da,
 Der ja wohl kann am süßsten brauen
 Und sich dar's höchste Quantum trauen;
 Doch wie er kräftig Trunt begehrt,
 So führt er kräftig auch das Schwert,
 Wie wir's bei Wörth gesehen!

Kreuzräthsel.

Von —.

a a a
 b e e
 o d i k l l
 l l m m n n
 n o o o p r
 r r s
 t u z

Die obigen Buchstaben sollen in anderer Reihenfolge, aber in derselben Anordnung, vertheilt werden, sodaß die mittleren 3 senkrechten Reihen bedeuten: einen spanischen Maler, eine Stadt am Rhein, ein Theerprodukt. Die 3 waagrechten Mittelreihen sollen bedeuten: ein südlisches Gewächs und zwei italienische Städte.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Logogriffs: Laube, Laub, Glaube.
 Des Homonym's: Wirtelnd.
 Der Charaden: I. Metaphysik. — II. Der Buchstabe n.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. b. S.